

Jolanta Szwarc, Poznan, Polen,

zu „Desperat“, der polnischen Übersetzung
der Novelle „Der Flieger“ von Rainer Wochele
Klopfer & Meyer Verlag, Tübingen, 2004.

Im Vakuum schwebend

*„Manche Menschen töten sich, um jene
Ruhe zu erlangen, die sie in ihrem
Leben nie genießen konnten.“*

Al Alvarez

„Die Welt ist schön.“ Schön ist auch das Buch von Rainer Wochele, schön wurde es von Eugeniusz Wachowiak von einer in die andere Sprache übertragen, und es wurde mit einem schönen Vorwort von Sergiusz Sterna-Wachowiak versehen. Und es ist wunderschön, dass ich es habe. Dass ich es in jeder Minute in die Hand nehmen und lesen, beiseite legen und wiederum lesen kann. Ich kann versuchen Antworten auf gestellte Fragen zu geben, und ich kann neue Fragen stellen. Ich kann über Richard Recknagels siebenundfünfzig Jahre währendes Leben nachdenken und „winseln und heulen“ über sein Schicksal, denn er ist ja doch ein homo sapiens, wie ich es bin, mit ähnlicher seelischer Befindlichkeit, von der man nicht sagen kann, ob sie besser oder schlechter wäre. Deswegen blättere ich immer wieder in dem Buch, verknüpfe Tatsachen, verliere mich in eigenen Gedanken, versuche Vergleiche zu ziehen, Vermutungen anzustellen, Lücken in seinem Lebenslauf zu ergänzen. In meinem, in seinem ...

Warum hat er das getan? Warum wollte er mit seinem Suizid diese Menschen bestrafen, die er, wie er selbst sagte, liebte? Sehr schnell kann man von einer großen Liebe zu einer verheerenden Rache gelangen. Man kann ins Gestein bohren und zusehen, wie es zerbröckelt. Man kann um Taubenflügel beten, und wenn das Gebet nicht erhört wird, kann man sich mit den Flügeln des Segelflugzeugs

behelfen, um von oben den Anblick der Landschaft zu genießen. Und man kann dies immer wieder wiederholen, entsprechend den Regeln der Fliegerei.

„Höre, mein Sohn auf die Weisung deines Meisters, neige dein Ohr ...“ So heißt der erste Satz des Prologs der Sankt Benediktus-Regel. Und Richard Recknagel zitiert diese Worte immer wieder als Fluglehrer seinen Schülern gegenüber.

Ist es nicht so, Herr Wochele?

Wie kann man über Ihr Buch schreiben, in dem jeder Satz bedeutungsvoll ist?

„Höre ... die Weisung des Meisters.“ Und schon haben wir ein komplettes Problem für eine Betrachtung über die Kenntnisse und Fähigkeiten des Zuhörens. Zuhören, Gehorsam, Gehör, erhören. Idol, Abt, Führer. Die Regel, das Wiederholen.

Das Beste ist das Wiederholen. Wenn man etwas viele Male wiederholt, dann versteht man es bestimmt. Und dann kann man ruhig leben und den gebahnten Weg von hier nach dort und zurück beschreiten, einen Weg, auf dem uns keine Schlaglöcher und keine Überraschungen begegnen. Es wird alles sicher und vorhersehbar sein wie der Umstand, dass für die Zeugung eines Kindes der Papa und die Mama erforderlich sind. Sofern sie da sind, und so sollte es sein, dann ist alles in Ordnung. „Die Welt ist schön.“ Aber wenn der Vater ein Unbekannter ist, und die Mutter nach der Entbindung für einige Jahre verschwindet, dann ist alles in Unordnung. Dann hat man nur den Bohnerwachsgeruch und eine Stimme in Erinnerung, wie es bei Richard Recknagel der Fall ist, der seine Kindheit in einem Lebensbornheim verbracht hat. Bohnerwachsgeruch und Stimme, vielleicht die der Mutter, die ihn besuchen kam vor ihrer Abreise aus Bremen. Der Geruch und die Stimme.

Der Geschmack eines Kohlblattes und Dachau. Wäre nicht das Kohlblatt, hätte ich vielleicht nicht verstehen können, warum man etwas wie den Bohnerwachsgeruch so lange nicht vergessen kann. Wie kann man nach so vielen Jahren nach dem Krieg ein rohes Kohlblatt mit einer trockenen Scheibe Brot genießen? Ich kenne viel bessere Speisen, und doch ist hier die Erinnerung des Geschmacks des Krieges eingeschlossen. Ein auf dem Feld gestohlenes und ins Lager geschmuggeltes Kohlblatt und ein Happen Schwarzbrot. Dauerhafter Geschmack und dauerhafter Geruch. Die Erinnerung ist eigenartig. Es gelingt ihr nicht, mit den Ereignissen fertig zu werden, und doch hat sie einen Geruch und einen Geschmack gespeichert.

Erinnerung, Träume, der Sinn des Lebens, Suche nach Antworten, immer wiederkehrende Fragen, - so entsteht ein existenzieller Reigen. Immer dasselbe, und man könnte folglich sagen, wozu also

neue Bücher? Gerade in diesem Punkt ist die Antwort ganz einfach: weil wir jetzt leben. Und wir müssen aufs neue überdenken, worüber andere vor uns schon nachgedacht haben. Es scheint, als ob die Welt ständig dasselbe Theaterstück spielt, es gibt jedoch immer wieder ein anderes Bühnenbild, andere Schauspieler besetzen die Rollen, neue Nebenpersonen kommen auf die Bühne. Es ist jedoch das Spektakel unseres Lebens. Ob es die beste Aufführung ist, wird später entschieden. Entweder wir finden Beifall, oder man wird uns auspfeifen. Wie viel Raum für Improvisation und Experiment haben wir in diesem Stück?

Bevor Recknagel Selbstmord begeht, hat er alles ganz genau geplant. Mit der Sprengschnur um den Kopf und nicht um den Hals, so will er sich umbringen. Ausgerechnet um den Kopf hatte er die Sprengschnur gebunden, damit bei dessen Sprengung der Rumpf nicht beschmutzt werden sollte. Es vollzog sich aber alles auf merkwürdige Weise so, dass „dort wo der Kopf gewesen war, begann eine zungenförmige rote Lache“; die Zunge lag am Boden neben ihm und auch sein Kugelschreiber. Ich glaube nicht, dass das keine Bedeutung hat, denn Wochele ist ein Meister des Worterotierens, der Drehung und Wendung der bedeutsamen Worte. Nicht umsonst hat er Theaterwissenschaft, Philosophie und Psychologie studiert. Die von ihm geschaffenen Figuren sind Menschen mit Leib und Seele. Richard Recknagel hat perfekt vorausgesehen, was nach der Sprengung mit seinem Körper geschehen würde, und er wollte, dass man nach seinem Tode nur noch seinen Rumpf mit Händen und Füßen vorfinden sollte. Doch sein Kopf gehörte nur ihm. Immer nur ihm. Das, was in seinem Leben besonders tief in ihm war, was ihn plagte, was man mit Sprache und mit der Feder nicht zum Ausdruck bringen kann, das, was in ihm zutiefst verborgen war, führte letzten Endes dazu, dass er gleichsam alleine auf dem Gipfel eines unzugänglichen Eisbergs saß. Er konnte niemanden zu sich auf diesen Gipfel hinaufziehen, er konnte auch nicht von diesem Gipfel herunterkommen, um zu erkennen, was sich unter der Meeresoberfläche befindet.

Wer war dieser Richard Recknagel? War er ein Meister der Zerstörung? Weshalb wurde er Sprengmeister in einem Steinbruch und übte seinen ursprünglichen Beruf nicht aus? Er war doch Bauingenieur. Die Gegenüberstellung seines erlernten und seines ausgeübten Berufes bleibt rätselhaft. Er wollte offenbar nicht bauen. Er zerstörte. Er zersprengte Felsen und sah zu, wie sie im Knall zerplatzten, wie Steinblöcke zu Boden stürzten. Perfektionist und Chaot. Seine Pedanterie praktizierte er perfekt sowohl beim Sprengen der Felsen, als auch dann, wenn er in einem Segelflugzeug hoch über der Erde schwebte.

Während ich das Buch von Rainer Wochele gelesen habe, habe ich gar nicht bemerkt, wie ich in seine eigenartige Erzählweise hineingezogen wurde, wie ich mich in den Verlauf der Erzählung, des Wahrnehmens und Prüfens der Fakten einschalten musste. Es ist kein Buch, das man liest, und bei dem man nach der Lektüre sagt „ach ja“, und es dann auf das Regal des Vergessens legt. Dieses Buch wird stets in der Erinnerung jenes Lesers bleiben, der eine Antwort auf die Frage sucht, die am Ende des Textes steht: „Was wissen wir voneinander?“ Was für eine Herausforderung des Autors, der uns mit seiner, den Roman abschließenden Frage, ein so brennendes Problem aufbürdet. Was wissen wir über uns?

Was wissen wir über andere?

Was wissen andere über uns?

Ich schlage den „Desperat“ schon zum wiederholten Male auf. Richard Recknagel, siebenundfünfzig Jahre alt. Ein Kind des Krieges, am Anfang in einem Lebensbornheim, später von der Mutter und der Großmutter aufgezogen – Tochter und Frau eines reichen Bremer Reeders, der sein Leben für den Führer gegeben hat. Gerade in solche eine gute deutsche Familie wurde Richard hineingeboren. Melse nannte ihn „Prinzchen“ oder „Feiner“. Nicht Mama, sondern Melse nannte Richard die Mutter. Eine Zusammenfügung der ersten Buchstaben aus dem Wort Mama mit dem Vornamen Else. Es wäre interessant zu wissen, ob über diese drei Menschen geklatscht und getratscht worden ist. Sind sie ins Gerede geraten im Chiemgau, in dem kleinen Ort, wohin die zwei Frauen aus dem bombardierten Bremen geflohen sind und wohin später der Junge aus dem Lebensborn kam? Kleine Sticheleien können oft unbarmherzig sein.

Ich erinnere mich an ein kleines polnisches Städtchen, in dem Kinder einem Janek Pawlak nachliefen und ihm nachriefen: „Kapitan, Kapitan!“ Janek war gleichfalls ein Kind des Krieges gewesen. Ein russischer Soldat, auf dem Weg nach Berlin, hatte eine junge Frau vergewaltigt, und als das Kind zur Welt kam, hatten die Menschen des Ortes ihm sofort als Namen den militärischen Rang des Vaters gegeben.

Wie war es mit Recknagel? Warum hat er sich während seines ganzen Lebens nicht mit einer Frau verbunden, und warum hat er stattdessen die Einsamkeit gewählt? Es ist schwer hierauf eine klare Antwort zu geben, und ob auf seine diesbezügliche Entscheidung diese oder jene Dinge Einfluss hatten. Sowohl die Freiheit Richards, als auch unsere Freiheit bewegen sich jeweils zwischen zwei Polen. Einerseits ist wahr, dass wir etwas stets ganz bewusst wählen. Aber es ist ebenso zutreffend,

dass uns beim zweiten Pol eine spezifische Entscheidung verborgen bleiben kann, deren Konsequenzen für uns unbekannt und unkontrollierbar bleiben.

„Was weiß man denn voneinander, wenn es ernst wird? Wenn man zutreibt aufs Helle oder Dunkle? (...) Dann merkte Recknagel, dass er seine Stimme nicht mehr im Zaum halten konnte. Die machte sich selbständig. Gab sonderbare Laute von sich. Wenn es seine Stimme war, die er da hörte. Jaulaute waren das. Die er nicht bändigen konnte, die einfach heraussprangen aus ihm. Diese Jaul- und Heullaute. „

Hat der Held in diesem Moment die Entscheidung für den Selbstmord getroffen? In einem Augenblick, als er mit sich selbst schon keinen Dialog mehr führen konnte? „Als habe da jemand von außen über die Scheibe seines Bewusstseins gewischt mit einem Schwamm, und dieser Schwamm habe auf seiner Bewusstseinsglasscheibe lauter Schlieren und Eintrübungen hinterlassen. Sodass man nie und nimmermehr durch die Glasscheibe seines Bewusstseins würde hinausschauen können...“

Fliegen war seine Leidenschaft, das Emporschweben und das Schweben über dem Erdboden. Dann fühlte er sich gut, dann hat er die Bussarde nicht beneidet, war er ein freier Mensch, der zwischen Himmel und Erde hing.

Piotr Baranowski, ein Lyriker, in seinem Gedicht „Prozess“:

„Ohne Zweifel / kann man ihnen beweisen / dass sie suizidhafte Absichten hegen / deshalb werden sie / zum Tode verurteilt.“

Ob man bei Richard Recknagel suizidale Tendenzen wahrnehmen konnte? Nein, es war bestimmt nicht leicht. Richard konnte jeden in die Irre führen. Sein Leben ließ andere vermuten, dass er zufrieden sein müsste. Er hatte seinen Job, eine Wohnung und gehörte einem Elite-Club an. Er war völlig unabhängig und erhielt ein Erbe. Außerdem war er eigentlich beliebt, hilfsbereit, konnte auch umgehen mit den Frauen – also warum? Wie kam er zu dem Entschluss, sich selbst zu vernichten?

Das Wichtigste war für ihn das Fliegen. Mit dem Fliegerclub verwachsen, in dem fast alle Mitglieder seine Schüler gewesen waren, mit Friedrichsburg, das im malerischen Neckartal liegt, konnte er sich nicht vorstellen, dass er einem anderen Club hätte beitreten können. Das war sein Ort auf dieser Erde, seine Heimat. Der Neid einiger Fliegerkameraden, Mangel an Phantasie und eine strenge Auslegung der Flugvorschriften – das war die eine Seite. Auf der anderen Seite war da Richards provozierendes und überhebliches Verhalten, das den Zwist vergrößert hat. Das Spiel wurde unfair. Dem Piloten drohte der Entzug aller seiner Fluglizenzen. Das Leben hätte für ihn alle seine schönen Klänge und all seinen Sinn verloren.

„Recknagel stand vor dem Haus, rauchte und blickte zu den Fenstern hinauf, hinter denen er Lämmles Praxis vermutete und wartete darauf, dass sein Zorn so gewaltig anschwellen würde, dass er hinaufginge und dem eine herunterhaute.“ Seine Erziehung hält ihn jedoch vor diesem Schritt zurück, aber er wusste nicht, was er tun sollte.

Man sagt, dass jeder hinter seinem „siebten Vorhang“ einige seiner Eigenschaften versteckt hält. Sorgfältig hütet man vor der Welt das, was andere nicht dulden wollen, was Anlass dafür sein könnte, dass sie mit den Fingern auf einen zeigen, dass sie hinter dem Rücken taktlos flüstern würden, und man kann nichts dagegen tun. Richard quälte das Problem, dass er seinen Vater nicht kannte, er fehlte ihm vielleicht nicht so sehr physisch, vielmehr plagte ihn, dass er die Wahrheit über seine Herkunft nicht kannte. Dies hatte Auswirkungen auf seine Frustrationen, es beschädigte sein Selbstwertgefühl. Jede Frage nach dem Vater lähmte ihn.

Wenn er das Gespräch mit Pater Ansgar in Kloster Maurach hätte zu Ende führen können, wenn Lämmle ihm schließlich die Hand der Versöhnung gereicht hätte, wenn ..., aber all das ist niemals geschehen. Zu Anfang nannte man ihn „Prinzchen“, ein Kind zur Schau gestellt, ein „Feiner“, später trat er, wie zum Trotz, in bayersicher Volkstracht auf, und als er Student war, kam das Barett hinzu. Er sollte „Friedrichsburgs neuer Charles Lindbergh“ sein.

Es ist schwer zu sagen, wer dieses Urteil gefällt hat, dem eine perfekte Vollstreckung und zugleich eine perfide Strafe aus dem Jenseits folgte. Und dazu ereignete sich alles an einem Montag, an dem Tag, der, wie man sagt, ein beliebter Tag der Selbstmörder ist. Vor allem der Männer, denn Frauen vermeiden doch in vielen Fällen solche radikalen Lösungen ihrer Probleme.

„In den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts notierte die europäische Presse lakonisch, dass sich der geniale, jedoch auch zügellose Sportpilot auf dem Gelände des Flugvereins in Trier in die Luft gesprengt hatte. Die Agenturmeldung über den Selbstmord des Prinzen der Lüfte inspirierte Rainer Wochele fast zehn Jahre später zu einem Roman“ – schreibt Sergiusz Sterna-Wachowiak in dem sehr interessanten Vorwort.

Ein realer Vorgang wurde zum Keim einer Fiktion und der Einbildungskraft des Autors, der die gegenwärtige Wirklichkeit zu schildern versuchte. Eine Eule wird nie einen Falken ausbrüten können – so sagt ein Sprichwort. Ich füge hinzu – eine kranke Gesellschaft wird nie ein gesundes Individuum hervorbringen können. Über Deutschland, aber nicht nur dort, liegen noch immer die Schatten des Zweiten Weltkriegs. Es gibt Probleme, die gleichsam in einem Abstellraum verborgen sind, und man ist der Meinung, dass sie dort bleiben sollen und im Tageslicht nichts zu suchen haben.

Wie die Ratten, so wetteifern die Menschen im Kampf um materielle Güter und stellen dem anderen ein Bein, damit er das Ziel nicht erreicht. Oftmals werden unzulässige Mittel angewendet, um den anderen zu ruinieren. Es gibt kein gemeinschaftliches Spiel mehr, denn alle Bande und Verbindungen sind locker geworden, in den Familien, in der Gesellschaft und auch im Verhältnis zu Gott. Ein Mensch wie Recknagel, der hilfsbereit und empfindlich war, hat da keine Chance. Er hegt auch kein Zutrauen zu anderen Menschen. Auch wenn er es riskiert, sich vor anderen Menschen zu öffnen, bildet oftmals ein Zufall eine Hürde. Vor den Menschen aus seinem Umkreis isoliert er sich immer mehr und wird von ihnen als Sonderling betrachtet. Einsam und verlassen bleiben ihm Alkohol, Drogen oder Sex, weil sein Leben seinen Sinn verloren hat.

„Schön, ist die Welt denn nicht schön? Herr, deine Schöpfung preise ich. Recknagel wollte sich töten.“

Und er hat es getan. Der Held ist umgekommen, ein Ereignis, das der Autor von Anfang an nicht verborgen hat. Das Buch ist zu Ende. Es bleibt mir die Überzeugung, dass ich durch die Vermittlung des Übersetzers Eugeniusz Wachowiak etwas Wichtiges kennen lernen konnte, das man, so scheint es, in einigen Sätzen zwar zusammenfassen kann, das sich aber zugleich aufbläht, breiter wird und riesenhafter, und das verdankt man der Sprache und der Feder von Rainer Wochele, der zweifellos über sie gebietet und sie im Zaume hält.

Ein kurzer Bericht über den Selbstmord des Sportfliegers Ingo Schwoon hat dem Schriftsteller den Anstoß geliefert für philosophisch-moralische Erwägungen, über das Schicksal des Menschen in der gegenwärtigen kommerzialisierten Welt. Einer Welt, in der der Mensch seine Theatermaske fallen lässt, um sein menschliches Gesicht zeigen zu können.

Rainer Wochele: „Desperat“

Übersetzt von Eugeniusz Wachowiak,

Stowarzyszenie Pisarzy Polskich,

Poznan 2006

207 Seiten.

28.5.07, 18,47 Uhr, bei
schwülem Wetter. E.W.